

Subjekt und Diskurs

Diskussion mit Fabian Kessl, Nele Kuhlmann & Daniel Wrana

Moderation: Phries Künstler & Sandra Koch

Phries Künstler: Zum Einstieg würde ich gerne nach eurer persönlichen Positionierung im Raum von Diskurs- und Subjektivierungsforschung fragen: Könnt ihr ein bisschen darüber erzählen, ob ihr euch eher als Diskursforscher*innen oder als Subjektivierungsforscher*innen bezeichnen würdet beziehungsweise als beides oder auch als gar nichts davon?

Fabian Kessl: Also, tatsächlich tue ich mich schwer damit, mich im Sinne der Frage als so-und-so-kategorisierter Forscher zu labeln. Ich würde mich immer eher ausgehend von meiner Motivation, Wissenschaft zu betreiben, verorten wollen. Und diesbezüglich würde ich sagen, das Erkenntnisinteresse, das mein wissenschaftliches Tun anregt, besteht darin, die Bedingungen der Möglichkeit von menschlichem Alltag genauer zu verstehen und zu erfassen. Und ausgehend von diesem Erkenntnisinteresse steht für mich das Zusammenspiel von Herrschaftsstrategien und Praxen auf der einen Seite sowie individuellen Anpassungen und Widerständen auf der anderen Seite im Fokus. Klassisch sozialwissenschaftlich ließe sich das auch als Dialektik von Individuum und Gesellschaft beschreiben. Um das zu betrachten, muss man nun nicht zwangsläufig Diskurs- und Subjektivierungsforschung betreiben, aber mich hat mein Erkenntnisinteresse schon zu einem doppelten Blick gebracht. Diesen würde ich eher noch als Zusammenspiel von machtanalytischer Perspektivierung einerseits und einer Perspektivierung auf Subjektivierung andererseits beschreiben. Meine wissenschaftlichen Arbeiten sind an vielen Stellen gerade zwischen diesen beiden Zugriffen – Machtanalyse und Subjektivierungsforschung – aufgespannt. Und die Diskursforschung oder die Diskursanalyse war darin gewissermaßen ein Versuch, den machtanalytischen Zugriff empirisch zu übersetzen oder zu konkretisieren. Von Foucault ausgehend, geht es in der Machtanalyse darum, komplexe Strategien in einer Gesellschaft zu erschließen, also in anderen Worten: politische Denkweisen und Rationalitäten als Gegenstand zu betrachten. Und die diskursanalytische Übersetzung wäre dann, darauf zuzugreifen, indem man historisch spezifische Ordnungen des Sagbaren in den Blick nimmt. Das meine ich mit Übersetzung des machtanalytischen Zugriffs in einem diskursanalytischen Format und so würde ich die Auf-

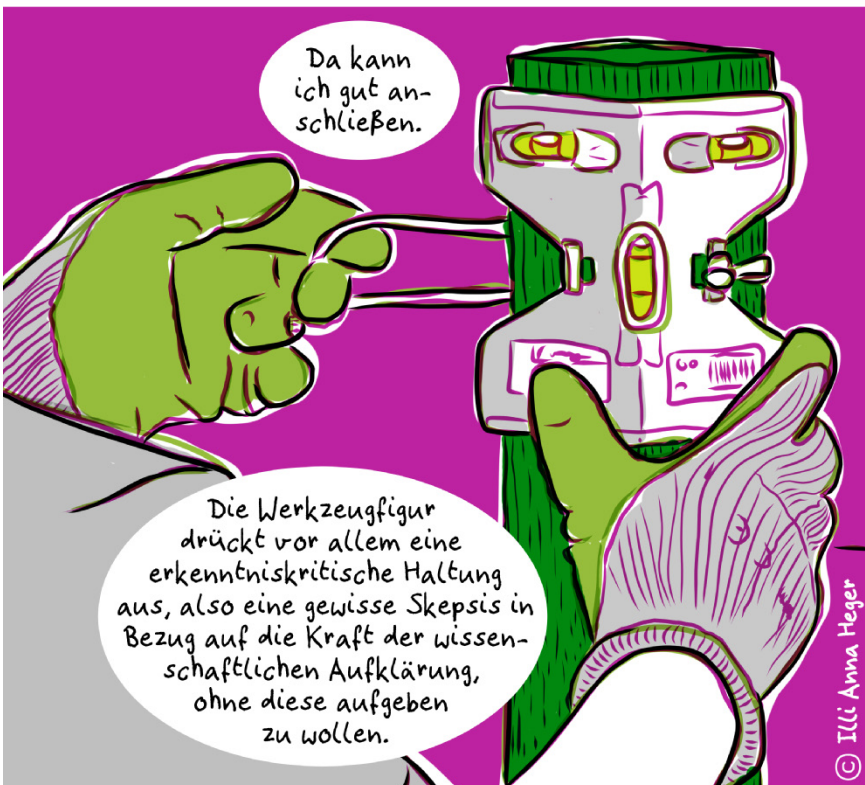
forderung beantworten, mein wissenschaftliches Arbeiten selbst gewissermaßen zu historisieren.

Nele Kuhlmann: Ich fand die Aufforderung zur Positionierung auch sehr schwierig. Aber wenn ich mich positionieren muss, dann würde ich mich doch eher als Subjektivierungsforscherin beziehungsweise passender als Praktikenforscherin verstehen. Praktiken können analytisch die Hervorbringung von Sozialität und Subjektivität in einer Art und Weise aufschließen, die für mich sowohl Persistenz als auch Transformation verstehbar macht. Mich begeistern dabei immer auch methodologische Fragen, wie diese Prozesse empirisch zugänglich gemacht werden können. 2016 bin ich zu dem DFG-Projekt »Sprachlichkeit der Anerkennung« gekommen, in dem wir Aushandlungs- und Subjektivierungsprozesse in der Schule unter einer machtheoretischen Perspektive angeschaut haben. Und was ich damals dort sehr interessant fand, war, dass wir zunächst recht klassisch sequenzanalytisch interpretiert haben, ähnlich beispielsweise wie bei der Objektiven Hermeneutik. Und dass genau darüber eine Auseinandersetzung bei mir entstanden ist, inwieweit eine rekonstruktive Forschung, die stark auf Strukturannahmen basiert, eigentlich mit einem poststrukturalistischen Fokus, also gerade der Befragung von Fundamenten, zusammengebracht werden kann oder ob es grundsätzlich neue Einsätze braucht. Und diese Fragen ziehen sich bei mir auch weiterhin durch: Also ist es eigentlich möglich und wenn ja wie, mit qualitativ-rekonstruktiven Methoden, die einen mehr oder weniger starken Strukturbegriff haben (zum Beispiel Konversationsanalyse oder Interaktionsanalyse), praktiken-, diskurs- beziehungsweise subjektivierungsanalytisch zu arbeiten? Und diese Verbindung von methodischer Notwendigkeit der Rekonstruktion von Strukturiertheit und dem Erkenntnisinteresse von poststrukturalistischen Überlegungen, das finde ich immer noch eine sehr spannende Frage.

Daniel Wrana: Auch mich hat eure Frage – »Bin ich eher Diskurs- oder eher Subjektivierungsforscher?« – sehr beschäftigt. Und im Prinzip würde ich sagen, ich will mich auf keinen Fall dazwischen entscheiden. Und dann kam bei mir die Frage auf: Warum eigentlich? Und meine Antwort darauf ist, dass diese subjektivierende Zuspitzung, du bist dies beziehungsweise das, für mich so nicht funktioniert. Als ich angefangen habe, in der Wissenschaft zu sein, gab es diese »Zusammengesetzte-Substantive-Forschung«, wie zum Beispiel Diskursforschung oder Subjektivierungsforschung, in dieser Weise noch nicht. Und gleichzeitig ist es in der gleichen Zeit, also so um die 2000er Jahre, verstärkt notwendig geworden, empirisch zu arbeiten. Ich persönlich habe den Poststrukturalismus damals eigentlich eher über theoretische Fragen entdeckt, weil mich bestimmte Dinge umgetrieben haben. Zum Beispiel die Beobachtung, dass viele Professoren – ich spreche hier nur von männlichen –, bei denen ich studiert habe, zwar Humanismus und Emanzipation starkgemacht haben, aber zugleich permanent autoritär agiert haben. Und mich hat interessiert, wie es funktioniert, dass jemand plötzlich so ist und so spricht und dann wieder anders, und was es mit den darin inhärenten Widersprüchen auf sich hat. Und dafür haben mir poststrukturalistische Theorien von Wissen, Macht und Subjektivierung einen analytischen Frame geliefert, der mir geholfen hat, das besser zu verstehen. Und dann kam dazu, dass mein Chef damals zu mir gesagt hat: Wenn du in der Wissenschaft was werden willst, musst du empirisch arbeiten. Und da ich viel Foucault

gelesen hatte, dachte ich, na, dann mache ich jetzt wohl Diskursanalyse. Und als ich das dann gemacht habe, habe ich plötzlich festgestellt, dass da auch andere mit ähnlichen Anliegen waren, Soziolog*innen, Historiker*innen und Linguist*innen, und so entstanden Vernetzungen. Interessant dabei war, dass sie sich zunächst alle eher so beschrieben haben, dass sie am Rand ihrer Disziplinen stehen und sich genau das aber mit den Transformationen des wissenschaftlichen Feldes im Laufe der Nullerjahre verändert hatte, wo es auch insgesamt für Promovierende, aber auch alle Forschenden wichtig wurde, empirisch und projektförmig zu arbeiten. Gleichzeitig habe ich in der Folge dann auch viel im Bereich Diskursanalyse gearbeitet, mich stark mit methodologischen Fragen beschäftigt und dazu publiziert. Dennoch würde ich mich nicht als Diskursforscher bezeichnen. Denn mich haben immer die damit bearbeiteten gesellschaftlichen und fachlichen Themen interessiert, zum Beispiel die Professionalisierungsforschung, die neoliberalen Reformen oder die Anrufung zum Selbstlernen. Bei all dem hat auch der Subjektivierungsbegriff eine ganz zentrale Rolle gespielt. Diskursanalyse ist für mich insgesamt vor allem ein Instrumentarium, mit dem ich arbeite.





Fabian Kessl: Ich würde gerne auf zwei Punkte reagieren, die gesagt wurden. Zum einen fällt mir auf, dass Daniels und mein Anlass für die Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen Theorien große Ähnlichkeiten aufweisen. Auch mich hat seit Mitte der 1990er die Widersprüchlichkeit des Bezugs auf emanzipatorische Begriffe und Konzepte sehr beschäftigt. Mich hat damals irritiert, wie vor allem in der sozialpädagogischen Auseinandersetzung Konzepte wie ›Empowerment‹, ›Gemeinwesen‹, ›Sozialraum‹ und so weiter auf einmal hegemoniale Muster wurden. Für mich hat sich daher die Frage gestellt, was da passiert. So habe ich nach einem analytischen Instrumentarium gesucht, das mir dieses Phänomen erschließbar macht. Und bei dieser Suche waren dann der Band von Bröckling, Krasmann und Lemke, die Arbeiten von Nikolas Rose und natürlich die Foucault-Übersetzungen sehr wichtig. Und eine zweite große Analogie ist, dass auch mir damals, als ich mich auf ein Stipendium beworben habe, gesagt wurde: »Na, aber eine Chance haben Sie nur, wenn Sie empirisch forschen.« Etwas verzweifelt habe ich dann überlegt, was ich tun kann, um ›empirisch zu werden‹, obwohl mich primär ein gesellschaftstheoretisches beziehungsweise gegenwartsanalytisches Interesse antrieb. Und weil ich im Kontext von machtanalytischen Theorien der Gouvernamentalitätsforschung begegnet war, habe ich damals gedacht: »Wenn ich eh schon da unterwegs bin, bietet sich die Diskursanalyse als Vorgehen an.« Ich wollte diese historische Kontextualisierung gerne in den Raum stellen, weil sie zeigt, dass wir heute nicht nur eine Perspektive diskutieren, die radikal historisierend vorgeht, sondern diese Perspektive selbst wieder ein Ausdruck von einer Erkenntnisgeschichte ist – und diese hat sich in den letzten 25 Jahren verändert. Und hier würde ich gerne einen dritten Punkt machen, der an das anschließt, was Nele in Bezug auf die Frage nach dem Strukturbegriff und die Spannung zur Praxis- und Diskursanalyse angesprochen hat. In meiner Lesart erscheint es von Bedeutung, die radikalisierende Historisierung einer poststrukturalistischen Perspektive ernst zu nehmen. Diese bringt nämlich einen leicht anderen Strukturbegriff ins Spiel als das, was man methodologisch zum Beispiel als gemeinsame Sozialisationsstruktur oder ähnliches beschreiben kann. Ich verstehe die ›Post‹-Begriffe immer als welche, die Begriffe kritisch weitertragen, sie also einer anderen Art und Weise der weiteren Nutzung zuführen wollen. Zugleich soll deren bisherige Bedeutung nicht völlig überformt, sondern verändert nutzbar werden.

Nele Kuhlmann: Das habe ich auch nicht gemeint. Was mich beschäftigt, ist die Frage, wie ich Praktiken empirisch rekonstruieren kann, wenn ich diese Praktiken als generative Prinzipien mit strukturierender Macht ernst nehme. Theoretisch finde ich das absolut klar, aber als forschungspraktische Frage bleibt es meiner Einschätzung nach bestehen: Wie mache ich die Kontingenz, die ich als eine Prämisse anlege, forschungspraktisch geltend, wenn ich mich für generative und damit strukturierende Prinzipien interessiere?

Daniel Wrana: Ich sehe eine Gemeinsamkeit von uns dreien, die ich interessant finde: Etwas, worauf wir alle drei abgehoben haben, ist die Frage nach dem Sozialen. Also vor allem die Frage danach, wie das Soziale funktioniert. Einerseits ist mein Eindruck dabei, dass es zu dieser Frage zwar bereits zahlreiche Angebote aus den Sozialwissenschaften, mit denen wir groß geworden sind, gab und gibt – dass aber die

poststrukturalistischen Theorien dennoch noch mal eine Öffnung und andere Thematisierung ermöglicht haben.

Phries Künstler: Eine Gemeinsamkeit, die ich bei euch allen rausgehört habe, ist, dass ihr Diskurs- und/oder Subjektivierungsanalyse als ›Werkzeuge‹ begreift. Deswegen würde ich noch mal nachfragen wollen, ob ihr dem zustimmt, dass Diskurs und Subjektivierung eher als Perspektiven zu begreifen sind, die man auf einen bestimmten Gegenstand einnehmen kann. Und daran anschließend noch als weitere Frage: Inwieweit funktionieren Subjektivierungs- und Diskursanalyse da eigentlich gleich beziehungsweise inwieweit unterscheiden sie sich?

Daniel Wrana: Meiner Einschätzung nach liegen beide Konzepte schon auf unterschiedlichen Ebenen beziehungsweise haben auch eine jeweils unterschiedliche Geschichte und damit verbunden unterschiedliche Assoziationshorizonte. ›Diskursanalyse‹ klingt viel stärker nach Methode, was mich auch immer gestört hat, während ›Subjektivierungsanalyse‹ stärker nach einem Gegenstandsbereich klingt. Die Subjektivierungsforschung beschäftigt sich mit einem Problem, nämlich der Konstitution von Subjektivität, und den gesellschaftlichen Strukturen, in denen sich dieses vollzieht, beziehungsweise dem Verhältnis zwischen beidem. Demgegenüber verweist die Diskursanalyse stärker auf die methodologische Formierung von Forschungsfeldern.

Nele Kuhlmann: Ich würde Diskurs im Sinne diskursiver Praktiken und Subjekt beziehungsweise Subjektivierung als Gegenstand und nicht nur als ›Werkzeug‹ bezeichnen. Was mich fasziniert, ist die Mikroperspektive auf die Strukturiertheit von Interaktion, also dass in einem kurzen Sprechakt, in einer Adressierung, wahnsinnig viel aufgerufen wird, was in einer bestimmten Art und Weise machtvoll Räume eröffnet und verschließt. Und dem nachzugehen – also die subjektivierenden Logiken in diesen Praktiken zu rekonstruieren –, das hat für mich sehr viel aufgeschlossen. Damit ist es aber kein ›Werkzeug‹, sondern vielmehr eine Heuristik, um Dinge zu erkennen.

Fabian Kessl: Da kann ich gut anschließen. Also die Werkzeugfigur drückt meiner Meinung nach vor allem eine erkenntniskritische Haltung aus, also eine gewisse Skepsis in Bezug auf die Kraft der wissenschaftlichen Aufklärung, ohne diese aufgeben zu wollen. Ganz im Gegenteil. Aber ich würde gern noch einmal auf das Verhältnis der beiden Begriffe zurückkommen. Ich glaube, dass wir inzwischen historisch mit einem gewissen Sättigungsgrad der poststrukturalistischen Diskussion konfrontiert sind. Und das hat, glaube ich, vor allem etwas damit zu tun, dass mit dem Diskursbegriff an manchen Stellen der Gesellschaftsbegriff aufgegeben wurde. Das führt aber – nicht nur – erziehungswissenschaftlich zu wirklichen Problemen, zum Beispiel wenn über Subjektivierung gesprochen wird, als ob das nur noch ein Verhältnis zwischen Akteur*innen sei und nicht mehr an einen gesellschaftlichen Kontext rückgebunden ist.

Sandra Koch: Ich würde gerne bei diesem Punkt bleiben: Fabian, du hast gerade angesprochen, dass es einen Sättigungsgrad der poststrukturalistischen Diskussion gibt. Daran anschließend würde ich gerne fragen: Wie würdet ihr denn den aktuellen Stand der Subjektivierungs- und Diskursforschung einordnen? Wo sind da eventuell auch Leerstellen?

Nele Kuhlmann: Ich glaube, ich werde etwas anders darauf antworten als Fabian. Ich fand es total interessant, Fabian, dass du den Begriff der Sättigung benutzt hast, weil ich ihn tatsächlich genauso in meinen Notizen auch aufgeschrieben habe. Aber mit einer etwas anderen Stoßrichtung. Ich forsche gerade gemeinsam mit Anna Moldenhauer und Melanie Schmidt zu Antidiskriminierungsworkshops. Und dabei habe ich mitunter das Gefühl, dass das, was wir da rekonstruieren können – also die Aktivierungs- beziehungsweise Responsibilisierungsmuster –, dass dazu einfach alles schon gesagt ist. Im Unterschied zu dir, Fabian, glaube ich eher nicht, dass das Problem darin besteht, dass vernachlässigt wird, dass es sich um gesellschaftlich situierte Prozesse handelt. Mein Eindruck ist vielmehr, dass die Analysen dazu, was da (vor einem gesellschaftlichen Hintergrund) genau passiert –, dass diese Analysen im Grunde eigentlich schon vorliegen. Also, für mich ist, glaube ich, eine aktuell wichtige Frage in Bezug auf die Sättigung: Was ist zu tun, damit wir gegenwärtige gesellschaftliche Transformationen sichtbar machen können, ohne dabei auf ein aus meiner Sicht nicht mehr scharfes analytisches Vokabular zurückzugreifen. Aber das ist, glaube ich, eine andere Folie als die mangelnde gesellschaftliche Einordnung.

Daniel Wrana: Mein Eindruck ist, dass es in diesem Kontext wichtig ist einzubeziehen, dass poststrukturalistische Theorie mittlerweile an bestimmten Stellen – ähnlich wie es zum Beispiel auch Logiken der Statistik sind – Teil des alltäglichen Denkens geworden ist. Also zum Beispiel im Hinblick auf die Antidiskriminierungsthematisierungen, die du angesprochen hast, Nele. Liegt da das Problem nicht vielleicht gerade darin, dass die eigene Analytik mittlerweile quasi genauso argumentiert, wie es die Leute auch selbst tun, und somit gar keinen Gegenhorizont mehr zur Verfügung stellen kann? Und für mich gehört noch ein weiterer Aspekt dazu: Ich habe am Anfang der Corona-Krise eine für mich sehr irritierende Erfahrung gemacht, nämlich dass ich, insbesondere angesichts von Querdenkertum, plötzlich bis zu einem gewissen Grad wieder ein ›Wissenschaftsfan‹ geworden bin, also einen neuen Sinn für das ›Wahre‹ entwickelt habe, was mir eigentlich sehr fremd war. Mit diesem neuen Sinn stellen sich aber sehr viele sehr komplexe philosophische Fragen. Ich würde die Geschichte poststrukturalistischer Forschung, und darin ist meine eigene Denkgeschichte verstrickt, als eine verstehen, in der die Dekonstruktion und der Bezug auf Gegenwissen zum hegemonialen (Wissenschafts-)Wissen total produktiv war, und zwar als eine gewissermaßen antiautoritäre Praxis. Aber vielleicht – und das hat sich für mich zum Beispiel im Kontext Corona gezeigt – ist diese Form von dekonstruktiver Auflösung mittlerweile an gewissen Stellen tatsächlich so sehr selbstverständlich geworden, dass sie mitunter beliebig wird, auch weil die Verhältnisse nicht mehr in derselben Weise über autoritäres Macht-Wissen hervorgebracht sind, wie dies vor zwei Jahrzehnten noch gewesen ist. Und somit ist diese Form von Beliebigkeit – das haben ja auch die Gegner der Postmoderne immer befürchtet – zum Teil sozialer Realität geworden.

Fabian Kessl: Daniel, du hast gerade gesagt, dass das poststrukturalistische Denken zum Alltag geworden, daran würde ich gerne anschließen. Ich glaube auch, dass wir gegenwärtig sogar manches Mal ein fast lifestyleisches Spiel beobachten können, indem gewissermaßen Erkenntnis- und Subjektkritik inszeniert werden. Mir ging es bei den Covid-19-bezogenen Debatten manches Mal so, dass ich mich gefragt habe, ob

die radikale Kritik an Forschung – insbesondere einer evidenzbasierten Naturwissenschaft wie der Virologie – in dieser globalen Form eigentlich wirklich berechtigt ist oder ob wir nicht noch mal genauer prüfen müssen, wo auch evidenzbasierte Wissenschaft hilfreich und notwendig ist? Und dann würde ich auch gerne noch mal an das Antidiskriminierungsbeispiel anschließen: Marie Frühauf hat hierzu vor nicht allzu langer Zeit ein wichtige Arbeit vorgelegt, in der sie deutlich macht, dass die Forderung nach Reflexivität in pädagogischen Kontexten teilweise so hegemonial geworden ist, dass man mittlerweile beobachten kann, dass Fachkräfte sich gegenseitig mit genau dieser Forderung adressieren und sich fast sogar anschwärzen, wenn ihrem Eindruck nach Kolleg*innen nicht reflexiv genug agieren. Ich rufe diese Studie stellvertretend auf, weil sie deutlich macht, an welche Grenzen zum Beispiel machtsanalytische Perspektiven geraten können, wenn sie nicht erweitert werden, wie in diesem Fall um ein psychoanalytisches Begriffsinstrumentarium, um den Gegenstand adäquat zu fassen. Und das ist, glaube ich, symptomatisch für den historischen Moment, in dem wir erkenntnistheoretisch stecken.

Phries Künstler: Da würde ich noch mal einhaken, weil ich glaube, dass die angesprochene Sättigung und die damit verbundenen Fragen der Bedeutung des Gesellschaftlichen ein wichtiger Punkt sind. Es geht dabei ja auch um die Frage, welche Rolle eigentlich die Struktur beziehungsweise die Ordnung in einer poststrukturalistischen Methodologie spielen. Fabian, du hast vorhin gesagt, dass in der klassischen pädagogischen Vermittlung von Individuum und Gesellschaft Subjektivierung auf der Seite des Individuums und Diskurs auf der Seite der Gesellschaft verortet wird. Meine These wäre aber, dass Subjektivierung eigentlich genau den Raum zwischen Individuum und Gesellschaft beschreibt, da in einer poststrukturalistischen Idee Individuum und Gesellschaft gerade nicht getrennt voneinander betrachtet werden können. Und daran anschließend wäre nun meine erste Vermutung, dass es eventuell ein Problem darstellt, dass gewisse Forschungsrichtungen Subjektivierung sehr stark auf eine Seite verschoben haben. Und meine zweite Vermutung wäre aber, dass dieses ›Dazwischen-Sein‹ zwar theoretisch total plausibel ist, aber in der praktischen Umsetzung der Forschungspraxis dann doch irgendwie ziemliche Herausforderungen mit sich bringt. Vielleicht könnt ihr zu diesen Aspekten noch mal etwas sagen?

Fabian Kessl: Das würde ich teilen: Mit dem Subjektivierungsbegriff können wir vor allem dann etwas anfangen, wenn wir ihn in Bezug auf das widersprüchliche Verhältnis von Individuum und Gesellschaft beziehen, und zugleich wird dieser Anspruch methodologisch meines Erachtens oft nicht eingeholt, wenn es dann beispielsweise doch bei einer Relationierung von Akteur*innen bleibt.

Daniel Wrana: Vielleicht hat das auch etwas damit zu tun, dass es zwei Lesarten des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft gibt. Zum einen eine Lesart aus der kritischen Theorie, die Individuum und Gesellschaft nicht als zwei Sachen, sondern als ein Hervorbringungsverhältnis betrachtet und auf die ihr beide, Fabian und Phries, jetzt Bezug genommen habt. Es gibt aber auch eine zweite, ungleich stärker verbreitete Lesart: In dieser werden Individuum und Gesellschaft als zwei Entitäten betrachtet und das Individuum wird als das kleinste Element von Gesellschaft verstanden. In so einer Lesart ist die Erziehungswissenschaft dann oft für die Bildungsprozesse zuständig und kümmert sich deswegen um die Subjektivierung, während

für den Ordnungsaspekt beziehungsweise ›die Gesellschaft‹ die Soziologie zuständig ist. Was damit dann oft geschieht, ist, dass Subjektivierung eingeführt wird auf den spezifischen Bildungsprozess eines individuellen Subjekts. Es gibt viele Formulierungen innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Rezeption des Subjektivierungsbegriffs, die genau diese Idee aktualisieren: dass es um das einzelne Individuum geht, das zum Subjekt wird, und dass dies ja selbstverständlich arbeitsteilig das Geschäft der Erziehungswissenschaft sei. Und in diesem Horizont ist, meiner Einschätzung nach, auch die Schwierigkeit zu sehen, Subjektivierung eben nicht von den Subjekten her zu denken. Denn eigentlich müsste es am Ende ja darum gehen, nicht doch wieder Subjekte zu reifizieren und als Einheiten zu betrachten, sondern sich die Verhältnisse anzugucken. Aber, so schön diese Formulierung ist, die Verhältnisse anschauen – Wie macht man das eigentlich und was ist das eigentlich? –, das finde ich eine ganz alte und gleichzeitig hoch aktuelle Frage.

Nele Kuhlmann: Dann versuche ich mal eine Gegenrede zu dem, was du gerade gesagt hast: Ich würde dafür plädieren, es so zu sehen, dass, nur weil eine Perspektive Subjektivierung primär als Verhältnis von situierten Akteur*innen in den Blick nimmt, daraus nicht automatisch folgt, dass das nicht gesellschaftstheoretisch eingeholt ist. Ich schließe da unter anderem an die Debatte zwischen Emanuel Schegloff und Margaret Wetherell Ende der 1990er Jahre zur Frage an, wie in der Forschung über Interaktionen gesellschaftlich relevante Differenzkategorien oder institutionelle Kontexte relevant gemacht werden können beziehungsweise sollen. Dabei geht es um die komplexe Frage, wie auf Verhältnisse Bezug genommen werden kann, ohne dass man einfach nur Machtverhältnisse annimmt und diese dann, wenig überraschend, im Anschluss auch in den untersuchten Interaktionen wiederfindet. Wenn man diese Ansätze aus der Ethnomethodologie beziehungsweise aus der diskursiven Psychologie ernst nimmt, dann ist zentral zu untersuchen, welche Aspekte in welcher Weise in der Interaktion relevant gemacht werden. Wenn ich also beispielsweise interaktionsanalytisch Prüfungspraktiken untersuche, kann die Gesellschaftlichkeit darin deutlich werden, welche Normhorizonte thematisch und subjektivierend wirksam werden. Gerade wenn diese Analysen mit historischen Analysen zur Genese von Praktiken, wie beispielsweise schulischen Prüfungspraktiken, verbunden werden, scheint mir da keine grundsätzliche Verschiebung hin zum Subjekt und weg von Gesellschaft stattgefunden zu haben, die ihr angesprochen habt.

Fabian Kessl: An dieser Stelle würde ich gerne noch zwei Beobachtungen anstellen. Die eine Beobachtung betrifft die Herausforderung, das Verhältnis von Theorie und Empirie ernst zu nehmen, was bemerkenswerterweise in der Erziehungswissenschaft keineswegs immer Usus ist. Also, wir haben, vereinfacht gesprochen, Fraktionen innerhalb der Erziehungswissenschaft, die gewissermaßen nur Theorie betreiben wollen, und wir haben Fraktionen, die eigentlich mit Theorie nichts am Hut haben wollen und daher empiristisch oder praxeologisch argumentieren. Die eigentliche Herausforderung besteht ja aber darin, beide Dimensionen konsequent und systematisch ins Verhältnis zu bringen – und alltagspraktisch dennoch auf beiden Ebenen oder in beiden Feldern zu spielen. Mein Eindruck ist, dass die Frage, ob man das tut, eine Auswirkung darauf hat, inwieweit das angesprochene Problem auftaucht. Mein Eindruck ist, dass bei denjenigen, die sich empirisch mit Subjektivierungsprozessen

rumschlagen und diese aber zugleich auch gesellschaftstheoretisch zu fassen versuchen, das Problem weniger stark ist, während es bei den Akteur*innen, die zum Beispiel nur auf einer bildungstheoretischen Ebene verbleiben und sich kaum empirisch konfrontieren oder irritieren lassen, stärker ist. Das wäre das eine. Und das andere ist, dass ich mich schon frage, ob es nicht doch auch die Möglichkeit gibt, aus dieser konfrontativen Debatte – Kontext ist entweder abwesend oder er kann nur theoretisierend angelegt werden – rauszukommen. Inwieweit gibt es Möglichkeiten, Kontexte systematisch mit- und einzudenken – zum Beispiel, indem man ethnographisches Material, aber auch Interaktionsmaterial historisiert, also zum Beispiel fallbezogen Genealogien in die empirische Analyse einbezieht; oder auch durch erweiterte Akteur*innenkonstellationen das Material anders kontextualisiert. Manchmal scheinen wir diesbezüglich nicht besonders kreativ zu sein in der deutschsprachigen Debatte. Es geht sehr schnell um die Frage, wie man solche Probleme methodisch löst, anstatt noch mal die gesellschaftstheoretischen Fragen in den Blick zu nehmen und zu überlegen, wie diese eventuell auch notwendig erweitert werden könnten.

Nele Kuhlmann: Thomas S. Popkewitz oder auch Kathryn L. Kirchgaser haben in ihren 2017 beziehungsweise 2018 erschienenen Studien ein situatives Historisieren erprobt, was ich total inspirierend finde. Kirchgaser ist in ihrer Dissertation Konzepten der Differenzierung, die ihr in ihrer Ethnographie von Science-Unterricht begegnet sind, historisierend nachgegangen. Welche historisch gewordene, differenzenerzeugende Wirkmacht ist also beispielsweise mit der Annahme verbunden, dass manche Schüler*innen ein Interesse an Naturwissenschaften haben und andere nicht? Und wie wird diese in situ aktualisiert? Mir scheint das eine sehr deutsche Spezifik zu sein, dass sich vor allem sequenzanalytische Verfahren durchgesetzt haben, bei denen die Gefahr besteht, dass die Situiertheit und Kontingenz der Interaktion aus dem Blick geraten. Das scheint mir im englischsprachigen Kontext viel offener.

Fabian Kessl: Daran anschließend: Ich glaube, dass wir in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft manches Mal fast schon einen ›Methodisierungsfetischismus‹ ausgebildet haben, von dem wir wieder runter müssen. Was ich damit meine, ist, dass die Auseinandersetzung darüber, wie genau man Dinge im Sinne einer Forschungsmethodik bestmöglich macht, manches Mal zu sehr aufgebauscht wird und dass damit der Mythos verbreitet wird, man könnte sich Techniken des Forschens gegenstandsfrei und abstrakt aneignen. Da sehe ich in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft teilweise ein wirkliches Problem.

Daniel Wrana: Da kann ich gut anschließen: Für mich wäre die entscheidende Frage in diesem Zusammenhang: Mit was produziere ich eigentlich Erkenntnis? Eine verbreitete Antwort darauf ist, dass ich das durch Verfahren, wie zum Beispiel die Sequenzanalyse oder Codierung, tue. Aber was diese analytischen Verfahren tun, ist zunächst einmal nur, dass sie das Material transformieren. Sie machen aus einem Material ein weiteres Material, das dann in einer bestimmten Weise strukturiert ist – und darin liegt ihre Leistung. Aber damit produzieren sie ja noch keine Erkenntnis, denn das – das wäre mein Einsatz – funktioniert nur im Zusammenspiel mit Theorie. Dabei kann man zwei Weisen unterscheiden, wie Theorie Erkenntnisse produziert. Eine

Weise ist, dass sie als Framing funktioniert. Klassische Beispiele dafür wären Habitusanalysen oder die Biographieforschung, die jeweils mit einem Begriff operieren, der in seiner ganzen theoretischen Fülle eine Erkenntnis mit hervorbringt. Der reiche Theoriebegriff der Biographie ist die Bedingung der Möglichkeit, dass ich mir eine Biographie überhaupt empirisch angucken kann. Außerhalb der Theorie existiert diese im engeren Sinne gar nicht. Und ähnlich ist es auch mit der zweiten Weise, die Strukturbegriffe wie ›Neoliberalismus‹ oder ›Rassismus‹ betrifft. Nur wenn ich diese Begriffe habe, kann ich in der Arbeit am Material etwas sehen, denn den generalisierten Begriff selbst kann ich ja nicht induktiv aus dem Material herausarbeiten, sondern ich muss ihn theoretisch setzen und zugleich dann den Begriff am Material erarbeiten und am Material arbeiten lassen. Ich glaube, letztendlich kommt man eigentlich nur so an gesellschaftliche Verhältnisse heran. Und das tun ganz viele implizit. Aber wenn man das methodisieren möchte, dann wird es kompliziert. Weil man macht irgendwas an der Stelle, aber das lässt sich nicht in Verfahren oder in Schritten angeben. Und das funktioniert auch nicht darüber, dass ich das irgendwie von irgendjemandem gelernt habe, sondern vielmehr über eine Intuition, die wiederum über eine Lektürebiographie konstituiert ist, die einen Problemhorizont schafft, vor dem ich dann Interpretationen anlegen kann. Und die muss man dann natürlich dahingehend überprüfen, ob sie plausibel oder nicht plausibel sind. Darüber muss man dann streiten. Aber das ist der einzige Modus, wie man weiterkommt an der Stelle. Aber all das lässt sich nicht über Verfahren einfangen oder beschreiben. Und es ist nichts, was man so lernen kann wie ein Handwerk, sondern das funktioniert auf einer anderen Ebene.

Nele Kuhlmann: Mir brennt es unter den Nägeln zu sagen, dass man sich so eine Position aber auch leisten können muss und dass das etwas damit zu tun hat, in welcher Phase seiner wissenschaftlichen Biographie man sich befindet. Ich finde diese Zurückweisung – dass es im Grunde keine Methodisierung dieses Moments gibt – absolut plausibel und würde sie mitgehen. Und gleichzeitig gibt es eben dieses Feld der sehr stark methodisierten Erziehungswissenschaft, in dem man sich – gerade als Wissenschaftler*in der Qualifikationsphase – verorten muss. Und da scheint es mir wichtig, auch Angebote zu machen, wie man sich unter diesem Legitimierungsdruck positionieren kann.

Daniel Wrana: Kurz dazu: Ja, es stimmt, dass es eine Fraktion des Feldes gibt, die sehr stark betont: »Ihr müsst Methoden machen, ihr müsst Methoden richtig machen.« Aber genau diese Forderung ist meines Erachtens in ihrer Verkürzung falsch und sehr problematisch. In den Kontexten, in denen ich bin, lege ich auf ein komplexes Verständnis von Theorie, Methodologie und Methoden Wert.

Sandra Koch: Ich hänge noch an dieser Formulierung ›empirisch forschen‹ und frage mich, was genau das eigentlich heißt. In dem, was ihr gerade gesagt habt, klang es manchmal so, als ob Empirie ein Gegenprogramm zu Theorie wäre. Aber es gibt ja auch einige Personen – und euch könnte man ja auch dazuzählen –, die sich gerade nicht auf eine von zwei Seiten stellen lassen, sondern vielmehr sagen würden, dass sie auch empirisch arbeiten, wenn sie Theorie entwickeln. Vielleicht können wir das noch mal kurz in die Runde bringen und verbinden mit der Frage nach dem Verhältnis von qualitativer Forschung und Subjektivierungsforschung.

Fabian Kessl: Also, zum einen ist klar, dass wir in unserer Diskussion immer auch an Auseinandersetzungen ansetzen, zum Beispiel einer Gegenüberstellung von Theorie und Empirie statt deren Relationierung. Deshalb ist es auch schwierig, hier ganz andere Modi ins Spiel zu bringen. Das Zweite ist aber, dass sich in der Praxis selbst zwar selbstverständlich Empirie und Theorie nicht als dichotome Felder sortieren lassen – das wird spätestens dann klar, wenn wir über das akademische Feld hinausgucken und zum Beispiel die literarische oder künstlerische Praxis betrachten, die analytisches Tun und materialbasierte Analysen immer wieder selbstverständlich zugleich umfasst –, dass es im akademischen Feld aber dennoch eine spezifische institutionalisierte Form der Arbeitsteilung gibt. Deshalb fällt es auch so schwer, einfach aus dieser Logik auszubrechen. Aber mein Anspruch wäre trotzdem, ein Stück einen Ausbruch zu versuchen, indem wir uns im Alltag nicht zu sehr in diese Sortierungen drängen lassen. Zum Beispiel, indem wir dem Phänomen wie der damit verbundenen Irritation erst einmal begegnen und von dort aus die Analyse beginnen und argumentieren, anstatt sofort zu sagen, jetzt lege ich diese und jene Theorie an und nutze diese und jene empirische Methodik. Aber – und Nele, das würde ich total teilen – eine solche auch kreativ-intellektuelle Vorgehensweise muss etabliert und vermittelt werden, gerade auch in die Produktionsbedingungen des Feldes. Das heißt zum Beispiel: Unsere Aufgabe als Wissenschaftler*innen in dauerhaften Positionen ist es, so ein Arbeiten zu ermöglichen und zum Beispiel Qualifikationsarbeiten zu fördern, die nicht in die vorgegebenen Raster passen. Daran sollte man uns messen: Wo sorgen wir dafür, dass Förderorganisationen solche alternativen Projekte fördern und wir entsprechende Stellen schaffen? Das sind nur erste Schritte, aber wenn wir uns dieser Herausforderung gar nicht mal mehr stellen, dann wird es dünn.

Nele Kuhlmann: Ich habe mich in den letzten Wochen unter anderem anhand eines Artikels von Lesley Grange mit dem Terminus ›postqualitative Forschung‹ beziehungsweise ›post-foundational research‹ beschäftigt, und was ich dabei interessant fand, ist die Historisierung des Terminus. Er geht nämlich letztendlich darauf zurück, dass Studierende problematisiert haben, dass sie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten darauf festgelegt sind, entweder qualitativ oder quantitativ arbeiten zu müssen, und dass in der Folge dann ein Terminus geschaffen wurde, der es Studierenden ermöglichen sollte, darüber hinaus auch andere Verfahren zu benutzen. Und mit dem Label ›post-qualitative inquiry‹ hatten sie dann auch eine anerkannte Bezeichnung, um die Basis im Methodenkapitel zu schreiben – das hat also das subversive Bespielen dieser Logik ermöglicht. Und wahrscheinlich operiert die Diskursforschung in einer analogen Weise, insofern sie im deutschen Sprachraum letztlich beides versucht, also Inhaltliches und Strategisches zu verbinden.

Daniel Wrana: Ich würde auch das Label ›qualitative Forschung‹ nicht als eine Einheit betrachten wollen. Ich würde es eher so sehen, dass es im Feld derer, die mit unterschiedlichsten Methoden, Zugängen und Theorien forschen, ganz viel Verschiedenes gibt und dass nur ein kleiner Teil von denen, die tatsächlich qualitative Forschung machen, auch im ›Methodisierungsbusiness‹ ist. Und auch wenn die besonders laut sind und es auch Orte der praktischen Realisierung dieser Idee einer sehr stark methodisierten Forschung gibt, dann gilt das trotzdem nicht fürs ganze Feld. Und deswegen glaube ich, dass es eher nicht produktiv ist, qualitative Forschung ge-

gen Diskursforschung zu stellen. Also zum Beispiel die Ethnographie ist eigentlich der Diskursforschung sehr ähnlich in der Art und Weise des Blicks auf Gegenstände. Und auch darüber hinaus gibt es viele andere Studien und Personen, die theoretisch empirisch arbeiten in der Verbindung, ohne dass sie sich das als Label aufkleben würden. Und ich würde mich lieber so verstehen, dass ich für einen bestimmten Stil stehe, aber gleichzeitig wichtig finde zu betonen, dass ganz viele andere auch so arbeiten.

Phries Künstler: Mit Blick auf die Uhr würden wir gerne zum Ende kommen und euch deswegen zum Abschluss noch mal fragen: Vor dem Hintergrund von all dem, was wir besprochen haben, was wäre aus eurer Perspektive für die Erziehungswissenschaft jetzt dran in Bezug auf Subjektivierung und Diskursforschung? Was haltet ihr für wichtig, was als Nächstes mit diesen Konzepten erforscht werden sollte? Und vielleicht auch, was kann die Beschäftigung mit Diskurs und Subjektivierung für die brennenden Fragen der Erziehungswissenschaft leisten oder eben auch nicht leisten?

Daniel Wrana: Also, die Forschungsfelder, in die ich mich aktuell hineinbewege, die haben alle etwas mit der Gegenwart zu tun, und alle haben etwas zu tun mit dem Verhältnis von Macht und Gewalt und Herrschaft. Alle haben etwas zu tun mit der Frage des Menschen und was er heute ist. Und was mich insgesamt darin am stärksten beschäftigt, sind Theoriefragen, wo ich merke, meine Instrumente, die funktionieren nicht so richtig. Also zum Beispiel am Thema sexualisierte Gewalt wird mir gerade sehr deutlich, wie wenig innerhalb der ganzen Machtdebatte die These von Macht und Herrschaft ausgearbeitet ist. Und ich bin an dem Punkt, dass ich glaube, man kommt da auch allein machtheoretisch nicht weiter. Ich würde das damit verbundene Problembewusstsein niemals verwerfen, aber an der Stelle müssen wir mehr und Genauer machen. Und insgesamt stellt sich ganz stark die Frage nach neuen Gemeinschaften – zum Beispiel, aber nicht nur im Kontext der Arbeiten von Donna Haraway. Und auch da bin ich hin und her gerissen. Auf der einen Seite treibt es mich weg von der Fokussierung auf das Individuum, und ich suche nach Wegen, nicht so individualistisch zu argumentieren. Und gleichzeitig merke ich aber, dass viele Vorschläge stark in Richtung Gemeinschaft und nicht in Richtung Gesellschaft tendieren. Und da bin ich sehr skeptisch und ich denke, auch da müssen wir irgendwie noch viel genauer hingucken. Das sind so Themen, wo ich gerade empirisch forsche, aber immer wieder das Gefühl habe, meine Instrumente sind da eigentlich nicht mehr stark genug.

Nele Kuhlmann: Ich kann da, glaube ich, gut anschließen. Ich habe vorhin schon die Frustration erwähnt, dass in diesen Workshops, die wir uns angeschaut haben, sehr schnell Vereindeutigungen passieren. Es werden darin immer wieder ›die anderen‹, die im Grunde irrationale Positionen vertreten und die pädagogisch überzeugt werden müssen, hervorgebracht. Aber – und das finde ich wahnsinnig interessant – das, was darüber hinaus in der Verhandlung der Teilnehmenden in den Workshops passiert, ist noch einmal etwas ganz anderes. Da wird nämlich eine grundsätzliche Form der (emotionalen) Verbundenheit, die eben nicht auf Rationalität und auf Aushandlung setzt, aufgerufen. Und das sind dann Begriffe und Figuren wie Empathie und Solidarität, die aus einer machtkritischen Perspektive schwer zu greifen

sind. Diese Hervorbringung von Sozialität und Verbundenheit, da habe ich den Eindruck, das entwischt mir in der Analyse. Darüber hinaus interessiert mich eine ganz grundsätzlich pädagogische Frage, die pädagogisch-ethisch motiviert ist: Was kann es bedeuten, pädagogisch taktvoll in pädagogischen Praktiken zu agieren? Da habe ich den Eindruck, da kann man viel zu sagen, wenn man sich machtanalytisch mit pädagogischen Praktiken auseinandersetzt, aber das wird bislang meines Wissens noch nicht getan.

Fabian Kessl: Ich kann auch gut anschließen und würde gerne noch mal vier kurze Punkte machen. Erstens: Auf Ebene der erziehungswissenschaftlichen Theoriearbeit sollten wir meines Erachtens dringend ernst nehmen, was es heißt, Bildungs- und Erziehungstheorie mit Gesellschaftstheorie zusammenzudenken – also zum Beispiel Bildungsverhältnisse als Transformationsverhältnisse zu denken und das aber zugleich tatsächlich gesellschaftstheoretisch zu fassen. Ein Punkt, der meiner Meinung nach, zum Beispiel in der Koller'schen Tradition nicht ausreichend realisiert wird. Das finde ich eine wirkliche Herausforderung vor dem Hintergrund unserer heutigen Diskussion. Auf einer eher gegenstandsbezogenen Ebene, und das ist mein zweiter Punkt, versuchen wir gerade, genau diese Aspekte anhand der Frage einer Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung von Bildung und Erziehung zu diskutieren. Denn wir glauben, dass das eine Perspektive ist, in der poststrukturalistische und gesellschaftstheoretische Perspektiven aufeinander bezogen werden können und auf der sich auch Bildungs- und Erziehungsverhältnisse als gesellschaftliche Verhältnisse konkret fassen lassen. Meine beiden anderen Punkte liegen auf einer anderen Ebene. Mein dritter Punkt ist folgender: Das Faszinosum an Foucault lag gerade darin, dass er sich Phänomenen zugewandt und diese ernst genommen hat, indem er die entsprechenden Gegenstände historisch-genealogisch untersucht hat. Und ich finde, das verlieren wir an manchen Stellen wieder. Und damit komme ich zu meinem letzten Punkt. Mir scheint, die Auseinandersetzung mit Diskurs und Subjektivierung hat teilweise zu einer eigenartigen Enthaltsamkeit geführt. Wir tragen zum Teil das Label ›kritisch‹ – in der Fassung ›erkenntnis- und subjektkritisch‹ – mit uns rum, enthalten uns aber zugleich den eigentlichen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Das ist meines Erachtens ein Problem. Und wenn es stimmt, was wir vorher herausgearbeitet haben, dass sich das poststrukturalistische Denken in spezifischer Weise verallgemeinert hat, dann müssen wir wohl fragen, ob das nicht etwas miteinander zu tun hat. Wenn dem so ist, haben wir historisch noch ein Problem. Es ging ja immer schon um ›etwas‹. Aber dass es in der Arbeit an der Aufklärung um ›Grundlegendes und Existenzielles‹ geht, ist uns in den vergangenen Jahren nochmals deutlich näher gerückt. Internationale und globale Krisen erreichen auch unsere privilegierte, mitteleuropäische und zumeist weiße Position. Spätestens jetzt sollten wir die damit verbundenen Herrschaftsverhältnisse aus einer kritischen Perspektive in den Blick nehmen.